

An die Leser der „Tat“

Ich übernehme die Versendung der „Tat“ ins Feld und stelle dafür die einzelnen Nummern zu 50 Pf. und 10 Pf. Porto zur Verfügung. Ich bitte, mir die Adressen mitzuteilen und den Betrag gleichzeitig einzusenden. Karten für diese Aufträge liegen dieser Nummer bei.

Eugen Diederichs

Im Mai erscheint:

G. J. Steffen, Weltkrieg und Imperialismus. Pappband M 4.50, Leinwand gebunden M 5.50

Inhalt: I. Der Weltkrieg und die Weltgeschichte. Der Imperialismus als soziale Expansion. 1. Die Weltgeschichte und der Imperialismus. 2. Der Umfang des modernen Imperialismus. Die Ausdehnung des Weltkrieges und seine Faktoren. 3. Die Vorbereitungen des gegenwärtigen Imperialismus aus englischem Gesichtswinkel. 4. Abweichungen der westeuropäischen imperialistischen Entwicklung von der russischen. 5. Deutschlands imperialistische Entwicklung. II. Die Vorbereitungen des Weltkrieges. Der Imperialismus als Gedanke. 6. Die imperialistische Agitation in England in ihrem ersten Stadium. 7. Ein englischer Imperialist mit deutscher Schulung. 8. Die gegen Deutschland gerichtete imperialistische Agitation in England. 9. „Das Testament Peters des Großen.“ 10. Die Grundstimmung des deutschen Imperialismus, wie die Engländer sie auffassen. 11. Krieg und Kultur und nationale Vorurteile und Freiheiten. 12. Die Grundgedanken des deutschen Imperialismus nach deutschem Zeugnisse. 13. Die defensiven und aggressiven Züge des deutschen Imperialismus. III. Der Ausbruch des Weltkrieges. Imperialistische Diplomatie und imperialistische Tat. 14. Imperialistische Entwicklung und Diplomatie. 15. Großmachtdiplomatie, russischer Imperialismus und großrussische Propaganda. 16. Russische Zielbewusstheit. 17. Die „freien Hände“ Englands. 18. Die moralische Staatsraison Englands für die Kriegserklärung gegen Deutschland. 19. Wie Frankreich über seine „Interessen“ Klarheit erhielt. 20. Der Kriegsausbruch.

„Der Weltkrieg entstand als Folge des imperialistischen Gedankens.“ Mit aller Klarheit schafft der schwedische Gelehrte die Begriffswelt, die wir zur Beurteilung dieses Vorganges brauchen. Was ist Imperialismus? Ist er nur ein bequemes Schlagwort für Politiker oder ist er eine Lebensnotwendigkeit für die Entwicklung eines großen Volkes? Was sind seine weltgeschichtlichen Perspektiven in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft? Steffen beantwortet erschöpfend alle diese Fragen in leicht verständlicher Weise. Er setzt die Entwicklung des imperialistischen Gedankens in England, Rußland, Frankreich und Deutschland miteinander in Beziehung und wendet sie auf den jetzigen Weltkrieg an. Unter dieser Beleuchtung gewinnt die Vorgeschichte des Krieges, die Tage zwischen dem Mord in Serajewo und den offiziellen Kriegserklärungen, ein neues Gesicht. Steffen weist einwandfrei die Schuld Rußlands und Englands nach, und wir dürfen uns freuen, daß dies ein Neutraler mit allem Können der Wissenschaft und Logik tut.

Das 6. und 7. Tausend erschien von
G. J. Steffen, Krieg und Kultur. Sozialpsychologische Beobachtungen und Betrachtungen zum Weltkrieg 1914. Pappb. M 4.—, Lwd. geb. M 5.—

Die Tat

Eine Monatschrift Herausgegeben von
Eugen Diederichs und Karl Hoffmann

7. Jahrgang

Heft 2

Mai 1915

Eugen Diederichs Gedanken zur Organisation der deutschen Kulturaufgaben

„Frieden in Freiheit“ bezeichnet Paul Natorp im Aprilheft der „Tat“ als die Formel für den Endpunkt des deutschen Ringens und sieht das Erobernde deutschen Wesens in gerechter Ausgestaltung aller sozialen Verhältnisse, der Organisation des sozialen Ernährungsprozesses wie der Volksbildung, damit die körperlichen und geistigen Fähigkeiten des Volkes sich steigern. Durch das Freiheitsprinzip des Einzelnen gedeihen auch die wirtschaftlichen Interessen, und ebenso wie sie sich innerhalb freier genossenschaftlicher Organisationen durch Vereinbarungen ausgleichen, kann dieser Ausgleich auch zwischen Staaten geschehen.

Dernburg, der unermüdete Agitator für den deutschen Gedanken in Amerika, formulierte dort kürzlich als Ideal unseres Kampfes: „Der soziale Staat auf demokratischer Grundlage.“ Aber bedeutet Demokratie nicht Desorganisation des Staates? In Frankreich Nepotismuswirtschaft der Deputierten (allein 300 Advokaten sitzen im Parlament), in England mangelnde Lust, sich für den Staat einzusetzen, und dafür Steigerung des Geschäftsinns im alttestamentlichen Sinne (im Grund ist England altjüdisch geworden), in Amerika plumpe Wahlmanöver zugunsten geschäftstüchtiger Politiker. „Demokratie ist jüdische Mache“, erklärt der Agrarier des Ostens mit seinem auf Rassenbewußtsein beruhenden Herrengefühl. Da ist es wichtig, uns klar zu machen, daß wir

aus unserer Geschichte ersehen, daß der deutsche Volkscharakter stets demokratisch war, vom alten Germanentum bis zur Städtegründung und den Bauernaufständen. Und diese demokratische Seelenverfassung besitzen noch heute in starkem Maße Süddeutschland sowie die skandinavischen Vetter, voran Norwegen und Island. Bezeichnend für diese in sich gegründete Selbstständigkeit des Denkens und Fühlens ist folgende Episode aus Bayern. Als König Ludwig zur Regierung kam, hielt im liberalen Wahlverein einer Kleinstadt der Vorsitzende vor den Verhandlungen eine kurze Ansprache, in der er auf den ereignisvollen Vorgang hinwies, und bat am Schlusse die Anwesenden, ein Soch auf den neuen König auszubringen. Da stand ein Schmied auf und sagte: „Wir wollen erst sehen, was er leistet“, und das Soch unterblieb. Es ist wohl nach dem Weltkrieg die Zeit gekommen, daß die Bevölkerung des altgermanischen Kulturlandes im Süden und Westen wieder den Haupteinfluß auf die Weiterentwicklung unseres Staatslebens gewinnt.

Statt „Weimar“ herrsche heute in Deutschland „Potsdam“, so formulieren unsere Feinde ihre Anklage gegen den preussischen Militarismus. Wenn es schon eine Stadt sein soll, so möchte ich behaupten, unser Ziel der Zukunft ist weder „Weimar“, noch „Potsdam“, sondern „Jena“, und als Formel gefaßt ist es: „Der soziale Staat gegründet auf der Organisation der schöpferisch handelnden Kräfte.“ Wir brauchen dabei nicht an Schiller, an Sichte, an Segel, die Geister Jenas vor 100 Jahren, zu denken, sondern an einen Mann der Neuzeit, der bereits diese Formel in die Wirklichkeit übersetzt hat: Ernst Abbe. Ein Gelehrter war er anfangs, der über seine Gelehrsamkeit hinaus zum handelnden Leben gelangte, der die optische Industrie Jenas entwickelte, und der dann, das ist das Entscheidende, einen sozialen Staat gründete, der im Keime die ganze Zukunftsentwicklung Deutschlands enthält.*

* Ernst Abbe (1840—1905) war der Sohn eines Eisenacher Fabrikarbeiters, der es zum Professor der Astronomie und Physik an der Jenaer Universität brachte. Als solcher war er zuerst selbstloser Berater, dann Teilhaber der optischen Firma Carl Zeiß und schließlich nach Niederlegung seiner Professur alleiniger Besitzer. Er gründete den Weltruf der heute zirka 5000 Arbeiter umfassenden Firma durch eine von ihm ausgebildete Verbindung von Wissenschaft und Technik. Er dachte so groß von den Aufgaben der Wissenschaft, daß er beispielsweise wichtige Erfindungen für die Allgemeinheit zur Benutzung freistellte. So nahm er nur selten ein Patent und wandelte auch am Ende seines Lebens sein Unternehmen, das damals einen Wert von zirka 5 Millionen darstellte, unter Verzicht persönlichen Eigentums für sich und seine Kinder in einen sozialen Staat um. Ihn leitete dabei die Absicht, für Deutschland einen vorbildlichen Versuch zu machen, die Persönlichkeit des Arbeiters von der Unsicherheit seiner Lebensbedingungen zu befreien, ihm Selbstentwicklung zum Nutzen der Qualität seiner Arbeit zu verschaffen und ihn gleichzeitig daran zu gewöhnen,

Über diesen sozialen Staat Abbes wird in dieser Zeitschrift noch ein Berufener reden. Wenn es auch nach Abbes Tod an Weiterdurchbildung seiner Ideen gefehlt hat, so ist doch seine Grundlage unverrückbar: Sozialer Ausgleich — Herrschaft der Tüchtigsten — Auswirken der materiellen Ertragnisse auf geistige Aufgaben. Eine Weiterentwicklung seines Einflusses würde auch sein, daß an der Jenaer Universität recht viele Professoren wie Rudolf Lucken aufstünden, die über die reine Gelehrsamkeit hinauskommand, handelnde Menschen würden. Wissen erzeugt noch nicht Leben!

Pessimisten sehen schon im voraus, daß es nach dem Kriege nicht viel anders wird in Deutschland wie bisher. Die Menge bleibt immer die gleiche; sie bekommt dann von den Ritschpatrioten das „deutsche Ornament“ in sentimentaler Aufmachung vorgesetzt. Hinter den „wirtschaftlichen Interessen“ verbirgt sich noch weiterhin derselbe alte Geschäfts-materialismus wie früher; in Berlin werden wieder die gleichen Nervenmenschen in der Premiere sitzen und über die deutsche Bühnenkunst entscheiden; die Schule wird immer noch nicht von der Bürokratie loskommen, auch der Schweinehunds-Anschnauzetou der Leute, die die Macht haben, wird noch nicht schwinden (macht er sich doch auch jetzt während des Kampfes noch so manchmal seitens der Reserve-Untersoffiziere und Offiziere im Felde breit). Auch wird viel geredet werden; man wird sich zuerst vormachen, es sei eine innere Umwandlung des ganzen Volkes vorgegangen und dann wird man von Enttäuschungen sprechen. Wir werden es ja bald bei den Kirchen sehen, ob neues Leben in sie hineinkam, weil sie etwas von der Zeit lernten. Wir werden es beobachten können, ob die Bürokratie fruchtbarer an eigenen Ideen geworden ist und ob sie das Neue unterstützt, selbst wenn es ihr Unbequemlichkeiten macht. Wir werden sehen, ob die Verbindungsstudenten weiter Bierbauchspeck züchten, statt Wandern und Sport zu betreiben. Wir werden sehen, ob Fabrikanten und Geschäftsleute von sich aus darauf kommen, eine Organisationsform zu finden, die ihr Hausrecht wahrt und doch über die Beteiligung ihrer Mitarbeiter in der Form einer bloßen Geldentlohnung hinausgeht? Wir werden sehen, ob der Staat nur von „verwaltenden“ Beamten geleitet wird oder ob auch schöpferisch handelnde, im praktischen Leben bewährte Persönlichkeiten entscheidenden Einfluß haben. Wir werden sehen, ob die Presse weiter

daß seine Arbeit der Allgemeinheit gilt. So fußt heute das Gedeihen der Universität Jenas weniger auf den Beiträgen der Thüringer Erhalterstaaten, als auf dem Arbeitsertragnis des Abbeschen Sozialstaates, genannt die Carl-Zeiß-Stiftung.

mit wenigen Ausnahmen ihre rein geschäftlichen Grundtendenzen in alter Weise mit schönen Worten verdeckt, die unentwegte eigene Überzeugung vortäuschen sollen. Ob sie wohl in alter Weise noch jedes Jahr dem deutschen Philister ein neues Schlagwort einpeitscht und ob der deutsche Geist wieder mit pikanter Sauce zurechtgemacht wird? Oder ob es bei ihr gilt: Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun?

Es gilt dem allen nur eins entgegenzusetzen, nämlich: Das Von-innen-heraus-leben des Einzelnen, das die Kulturlügen einfach nicht mitmacht, weil es das innere Gleichgewicht sucht. Ein solches Leben ist handelnd und wurzelt sowohl im religiösen Vergeistigungs- und Werdedrang als im breiten Untergrund des volklichen Bewußtseins, denn es will über das Ich hinaus zur Gemeinschaft. Sichte hat uns in seiner „Anweisung zum seligen Leben“ die gedanklichen Grundlagen dafür gegeben.*

Unsere neue zumal „freideutsche“ Jugend geht ganz instinktiv und unbewußt diesen Weg, befruchtet von mehr oder weniger theoretischen Erörterungen der Älteren. Sie hat ihre Anregungen weniger bei den staatlich dazu berufenen Lehrern gefunden, als bei den Menschen, die sie in Schriften und Vorträgen auf die Probleme ihrer Entwicklung hinwiesen. Sie ist auch befruchtet von den überkommenen Wahrzeichen deutschen Wesens: der Landschaft, den Bauten, dem Volksliede. Zu ihr gesellt sich nach dem Kriege wohl noch mancher Mann, der aus den Schützengräben verinnerlicht zurückgekommen ist.

So schreibt der Verfasser des schönen Kriegsliedes „Der Heilige Reiter“, Rudolf G. Binding, aus dem Felde in der Frankfurter Zeitung: „Was an die Stelle des Alten treten soll oder was eigentlich neu zu entdecken sei, will ich in einem Worte sagen: die Religion der Wahrhaftigkeit. Das wäre es, was uns dieser Krieg bringen könnte, wenn wir ihn richtig verstehen. Das würde uns eine so ungeheure Kraft geben, auf Tausende von Jahren — denn Religionen überdauern Geschlechter, Völker und Reiche, Kulturen und Philosophien, Entdeckungen und Fortschritte der Menschen —, daß keine Nation, auch kein Zusammenschluß von Nationen uns gewachsen wäre. Geheiligt würde die Wahrhaftigkeit ebensowohl mit den Waffen in der Hand, wie mit den Erzeugnissen der Arbeit im Arm dastehen: unantastbar, einigend durch die Gewalt der Idee, fördernd durch die heitere Sicherheit eines religiösen Glaubens, fromm machend durch das Bekenntnis des Mannes zu ihr. Wo aber ist der Stifter? Wo der Prediger? Wo sind die Jünger?“

* Vergleiche Fr. Gogarten, Sichte als religiöser Denker. Jena 1914.

Nicht der Krieg würde wehrhaft sein, sondern das Leben. Was reden sie über Ziele des Krieges? Sie hören die Stimme nicht im feurigen Busch, die da rauscht: Sei wahrhaft! Du sollst kein anderes Gebot haben neben diesem. Ich würde diese Forderung, eine Religion der Wahrhaftigkeit zu gebären, nicht an die Zeit stellen, wenn ich nicht wüßte, wie groß sie ist. Sie trägt dieses Kind. Wir aber sind ihr schlechte Helfer in ihrer schweren Stunde. Und wer wollte beides bestreiten: das Ungeheure des Geschehens und die Hilflosigkeit, es für die Menschheit oder auch nur für unser Volk in Werte umzusetzen.“

Es wäre gut, wenn das Vaterland so bald als möglich den Vorteil hätte, daß diese so wichtigen Elemente sich für die innere Entwicklung des deutschen Volkscharakters und den freiheitlichen Ausbau des Staates ohne jedes Parteischlagwort praktisch einsetzen.

Machen wir uns immer wieder klar: Nur eine gebildete schmale Schicht — es ist dieselbe, die Bücher als Lebensbedürfnis empfindet — vermittelt den Kulturfortschritt im Verein mit der heraufkommenden jungen Generation, zu der ich auch die Elite der Arbeiterschaft rechne. Sagen wir mit einem Bilde: die erstere ist der Kopf, die Jugend Arme und Beine, die große Masse ist der Leib, ein Reservoir kommender Generationen. Die eigentliche Kulturaufgabe ist nun, dafür zu sorgen, daß möglichst viel Jugend in dem Geist heranwächst, den die führenden Geister der dünnen Oberschicht erzeugen. Diese führende Schicht hat nun nach dem Kriege die Aufgabe, das Ideal der ausgebildeten persönlichen Freiheit mit dem Staatsgedanken zu vereinen und praktisch anzuwenden.

Das Ideal der ausgebildeten persönlichen Freiheit verbunden mit persönlicher Wahrhaftigkeit ergibt stets eine Stellungnahme zu den Forderungen des Tages. Es berührt Erziehungsfragen in und zumal außer der Schule, es berührt die Stellungnahme des Arbeitnehmers zum Arbeitgeber, es berührt auch die Selbstunterordnung unter den Tüchtigeren und die Selbstorganisation. Keine Gleichmacherei wird dabei herauskommen, sondern in freier Verantwortung Einordnung in einen stufenweisen Aufbau des volklichen Ganzen. Der Schwede Gustaf Steffen hat alles, was darüber zu sagen ist, in seinem Buche „Das Problem der Demokratie“ ausgeführt.* Es ist schon vor drei Jahren in deutscher Übersetzung erschienen, hat aber bis heute noch nicht die geringste Wirkung in Deutschland ausgeübt, nicht eine einzige deutsche Zeitung hat eingehend ihre Leser darauf aufmerksam gemacht. Nur in einem

* G. Steffen, Problem der Demokratie. Jena 1912.

kleinen Schweizer Kanton wollte einmal ein Arzt auf dieses Buch hin die Kantonalverfassung reformieren, und es gab dann einige Aufregung in den Lokalblättern.

Mancherlei Ansätze zu praktischer Kulturarbeit, die nicht bloß Zivilisation mit größter Kultivierung des Lebensgenusses will, sondern die seelischen Kräfte des Einzelnen steigert und Organisationsformen des sozialen Staates vorbereitet und damit dem ganzen Volke dient, haben die letzten Jahrzehnte gebracht.* Der Staat ging an ihnen fast immer vorbei, und ob sie durch die Zeitungen weiten Kreisen bekannt wurden, hing ganz vom Zufall ab. Für jede Art ästhetischer Interessen waren jene zu haben, aber eine „kulturpolitische“ oder „weltpolitische“ Rubrik hat noch keine unserer Zeitungen. Und doch brauchen all diese Versuche eine Resonanz in der Presse, um weiterzuwirken, um neue Kräfte leicht heranzuziehen. Der Neidealismus, der hinter diesen Versuchen steht, muß Macht gewinnen, und zwar erst in der öffentlichen Meinung und dann bei den entscheidenden Stellen der Regierung, das ist Grundbedingung, wenn wir dem drohenden Zeitalter des Geschäftsmaterialismus verkleidet mit schönen patriotischen Phrasen entgehen wollen.

Es ist wohl eine vergebliche Hoffnung, daß sich die politischen Parteien seiner annehmen, denn sie vertreten ja ausschließlich wirtschaftliche Interessen, und wenn man die Debatten im Reichstage über Kulturfragen liest, staunt man über dessen Bildungsniveau. Mit welcher beneidenswerten Sicherheit werden die wichtigsten Fragen der geistigen Ernährung des Volkes mit Parteischlagworten erledigt, und um aus Parteiinteresse sich nicht mit maßgebenden Persönlichkeiten zu überwerfen, hütet man sich oftmals bei den wichtigsten geistigen Interessen vor dem offenen Wort. Die Stellungnahme des einzelnen Politikers ergibt sich ja aus dem Majoritätsprinzip innerhalb der Partei. Außerdem, jeder Politiker geht mit Lügen hausieren, sei er Sozialdemokrat, sei er Liberaler, sei er Konservativer, er will die Welt einseitig färben. Und so paradox und unmoralisch es klingt, er hat recht, denn nur der Einseitige erreicht etwas. Wer schreit, dem wird gegeben, heißt es im politischen Leben.

Es bleibt also kein anderer Weg, als Selbsthilfe durch Organisation, und zwar in der Art, daß innerhalb der einzelnen Volksstämme

* Vergleiche den Bericht von Heinz Marr über das „Hamburger Volksheim“ in diesem Heft.

eine Arbeitsgemeinschaft aller neidealistisch Handelnden entsteht, die weniger Programme ausarbeitet, als sich zur Gewinnung der öffentlichen Meinung zusammenschließt und damit das Wirken der Einzelbestrebungen zum Ganzen hinleitet. Der Neidealismus organisiert sich also nicht durch Formulierungen, die nur Papier bleiben würden, sondern durch folgende reale Aufgabe, die sich aus den Kriegserfahrungen ergibt.

Wir haben jetzt im Kriege den Einfluß der feindlichen Presse im ganzen Ausland zu spüren bekommen, und höchstwahrscheinlich werden wir nun nach dem Kriege von Staats wegen uns durch Ankauf von Aktien Einfluß auf die Haltung bestimmter Auslandszeitungen zu sichern suchen. Aber warum wollen wir nur Presspolitik im Ausland treiben und nicht auch im Inland?

Es ist ja auch das bereits zu Hause schon versucht worden mit Scherl. Damit die Regierung Organe hat, die in die weitesten Kreise dringen, nämlich den „Lokalanzeiger“, die „Woche“ und die „Gartenlaube“, hat Krupp manche Million geopfert, und ihm zur Seite steht der Nachkomme Carl Augusts in Weimar als zweiter Mäzen der „Lokalanzeigerschicht“. Beim heiligen Goethe, konnten von Bohlen-Salbach und Großherzog Wilhelm Ernst ihr Geld nicht für etwas Besseres anlegen? Freilich, dieser Vorwurf trifft uns, warum ist nichts Besseres da, sie können doch nicht selbst Zeitungen gründen.

Mein Vorschlag geht daher dahin, neben der durchaus notwendigen parteipolitischen Presse in beschränkter Weise etwa ein Dutzend Zeitungen in unpolitische umzuschaffen, so daß sie im besten Sinne politisch, nämlich kulturpolitisch, sind. Das kann aber nicht ein Einzelner zustande bringen, sondern nur eine Organisation.

Diese Organisation gruppiert sich also zur Durchführung der Zukunftsaufgaben Deutschlands nicht nach politischen Provinzen Preußens oder nach Staaten, sondern volklich nach alten Stämmen, wie Franken, Alemannen, Sassen, Niedersachsen usw.* Sie trifft ein Übereinkommen

* Die Einteilung denke ich mir so, daß in der Regel eine Industriestadt und eine Universitätsstadt zusammengehen; sie wird sich vor allen Dingen durch die vorhandenen Kräfte ergeben. Folgende Skizzierung kann daher nur als Anregung gelten, sie ist nicht völlig konsequent gehalten: 1. Altbayrischer Kreis mit München-Flugsburg/2. Schwäbischer Kreis mit Stuttgart-Tübingen/3. Alemannischer Kreis mit Karlsruhe-Strasbourg/4. Fränkischer Kreis Ost mit Nürnberg-Erlangen/5. Fränkischer Kreis West mit Mannheim-Heidelberg/6. Hessen-West (Pfalz, Rheinbessen, südliche Rheinprovinz und Hessen-Nassau umfassend) mit Darmstadt-Frankfurt/7. Hessen-Ost (bis nach Westfalen reichend) mit Marburg-Kassel/8. Das Rheinische Industriegebiet mit Köln-Bonn-Essen/9. Niedersachsen-West mit Münster-Bremen/10. Niedersachsen-Ost mit Göttingen-Hannover-Braunschweig/11. Nordseegebiet und Schleswig-

mit einer bestehenden Zeitung derart, daß jene alle neuidealistischen Elemente eines bestimmten Bezirkes vertritt und somit ihre Leser über alles kulturell Wesentliche informiert. Der Vorteil für die Zeitung besteht darin, daß sie Mitarbeiter hat, auf die sie sonst nicht zählen könnte, daß ihr Mitarbeiterkreis sie über die lokale Bedeutung hinaus erhebt und sie zum Organ eines größeren Bezirkes macht. Sie braucht dann aus materiellen Gründen nicht parteipolitisch zu sein. Es kann dann auch irgendwo, wo die richtigen Leute zusammen sind, ohne weiteres Gerede mit der Tat begonnen werden. Bald wird sich vielleicht ein Wettstreit anderer Stämme einstellen, denn das läßt sich schon heute behaupten: das Stammesbewußtsein ist uns durch den Krieg doppelt zum Bewußtsein gekommen.

Sobald mehrere derartige Zeitungen entstanden sind, lassen sich technisch eine Reihe Vereinfachungen im Betrieb erzielen, mit der die sozialdemokratische Presse zum Teil bereits vorangegangen ist: Gemeinsames Erwerben der Telegramme, des Abdruckrechts von Romanen und Aufsätzen u. a. Kurz und gut, die Qualität läßt sich dadurch steigern, ohne Mehrkosten zu verursachen. Schon jetzt geben einige ideale Interessengruppen wie z. B. der „Dürerbund“, oder der „Heimatschutz“, Korrespondenzen heraus, die den Zeitungen gratis bestimmte Artikel zur Verfügung stellen und so damit für ihre Ideen wirken. Es gilt nur praktisch auf dieser Linie weiter zu schreiten und gewissermaßen eine geistige Dezentralisation der Presse Deutschlands nach seinen einzelnen Kulturstätten durchzuführen.

Verweilen wir bei der Presse noch unter einem anderen Gesichtspunkt, nämlich wie weit sie sich zwischen Regierung und Volk stellt. Es soll durchaus nicht all das Gute, was sie in den Kriegstagen für Deutschland geleistet hat, verkannt oder herabgesetzt werden. Nur das soll ausgesprochen werden, daß unter dem parteipolitischen Gesichtspunkt gar zu leicht bei ihr die Objektivität gegenüber den Gesamtinteressen des Volkes leidet. Ein Beispiel: Der Reichskanzler mahnt in einer sehr vernünftigen Kundgebung zur Geduld in Behandlung der Friedensvorschläge. Was geschieht? Nur ein Teil der Presse drückt sie vollständig und an erster Stelle ab und die von V. L. Korrespondenz bediente liberale Presse unterschlägt ihren Lesern einfach wichtige Stellen.

Zollstein mit Hamburg-Kiel / 12. Provinz Sachsen mit Magdeburg-Halle / 13. Sachsen-Thüringen mit Leipzig-Jena / 14. Schlesien-Posen mit Breslau-Posen / 15. Ostpreußen mit Königsberg-Danzig / 16. Mecklenburg-Pommern mit Stettin-Rostock / 17. die Mark mit Berlin.

Audere servieren die Kundgebung zugleich mit zerstückelter Kritik der einzelnen Sätze vermischt, kurz, der Leser wird gleich absichtlich mit Voreingenommenheit erfüllt, ehe er sie noch gelesen hat. Die Franzosen lesen die Ansprachen ihrer Regierung in Gestalt von Maueranschlägen, der Deutsche will sie in der Zeitung vor sich haben. Zu einem Vertrauensverhältnis von Regierung und Volk ist durchaus notwendig, daß die Regierung unmittelbar und unbedarft zum Volke reden kann, und es wäre durchaus erwünscht, wenn ihr das Recht gesetzlich festgelegt würde, ihre Kundgebungen dem Volke in der Art nahe zu bringen, daß jede Zeitung verpflichtet ist, sie an erster Stelle ungekürzt zu bringen und ihre Kritik erst später nachfolgen zu lassen.

Warum haben denn alle Gebildeten den Wunsch nach größerer Objektivität der Tagespresse ohne die Verwaschenheit des Generalanzeigers? Weil sie wissen, jede politische Zeitung beansprucht nicht nur die unfehlbare Richtigkeit der von ihr vertretenen Ansicht für Parteifragen, sondern auch für alle anderen Angelegenheiten überhaupt. Würde sie zugeben, daß jede Wahrheit zwei Seiten hat, würde sie keine Suggestionwirkung auf politischem Gebiet mehr besitzen. Beispielsweise, nimmt sie zu irgendeiner literarischen Frage durch Aufnahme eines Aufsatzes Stellung und ein zweiter Schriftsteller würde mit viel besserer Begründung eine andere Ansicht einschicken, so wird diese grundsätzlich nicht gebracht mit der Begründung: „die Frage sei für die Redaktion erledigt.“

Diese nach deutschen Stämmen organisierte Kulturpolitik muß ihren Mittelpunkt später in einem großen Berliner Zentralorgan und Zentralbureau finden, das in enger Fühlung mit der Regierung steht und dafür sorgt, daß führende Persönlichkeiten der kulturpolitischen Organisationen in ähnlicher Weise Einfluß auf den Staat gewinnen wie seinerzeit der Freiherr von Stein.

Seien wir uns doch klar, wie wenig Raum heute innerhalb einer Staatsverwaltung für eigene Köpfe im Instanzengetriebe der Staatsorganisation ist. Wer trägt da die Verantwortlichkeit, ist es immer der Besserwissende? Auch hier hat man mit allen Menschlichkeiten, zumal mit der Bequemlichkeit des Einzelnen zu rechnen. Nur nichts Außergewöhnliches, heißt es bei der Bürokratie, alles immer schon im alten Geleise, das flagte schon Bismarck. Denn über etwas Neues könnte man selbst stolpern, bleibt es aber beim Hergebrachten, kann man sich nicht blamieren! Diese Gesinnung erzeugt dann das Strebertum, unter

dem wir heute leiden und das oft für die Wahl des Berufes schon beim Abiturienten entscheidend ist. Es muß durchaus unser Bestreben sein, die Staatsorganisation dadurch zu verlebendigen, daß Persönlichkeiten und im praktischen Leben geschulte Kräfte in größerem Maße als bisher in ihr zur Wirksamkeit kommen. Nicht zuletzt erfordert diese Verjüngung unsere Diplomatie. Die Herrschaft des nur formal gebildeten Juristen in der Verwaltung ist geradezu ein Unfug. Warum konnten sich soviel überflüssige Zwischenhändler bei den Kriegslieferungen der Regierung dazwischendrängen? Weil so gut wie keine kaufmännisch gebildeten Kräfte in der Regierungsverwaltung tätig sind.

Mein Vorschlag ist nichts anderes als fröhliches Glauben und Handeln im Geiste Sichtes, und ein Zusammenschluß des deutschen Neudealismus müßte in seinem Namen geschehen. Noch einmal kurz zusammengefaßt würde sich dessen Realisierung also so darstellen, daß die kulturellen Kräfte jedes Volksstammes sich zu einer Arbeitsgemeinschaft mit bestimmten Zielpunkten zusammenschließen. Sie werden sich je nach den vorhandenen Individualitäten mehr praktisch oder mehr geistig-sozial betätigen, aber eines nicht ohne das andere. (Die Forderung, die Volksgesundung nur auf Abstinenz und ähnliche hygienische Maßnahmen zu begründen, würde nur vernünftige Einsicht, aber noch keine religiösen Triebkräfte zur Bedingung haben.) Sie fördern nicht nur bestimmte Aufgaben, sondern auch Persönlichkeiten, die nach Wirksamkeit für das Allgemeine suchen. Sie finden sich als Mitarbeiterkreis einer bestimmten Zeitung zusammen. Die einzelnen Gruppen organisieren einen Gesamtarbeitsausschuß etwa in ähnlicher Weise, wie der „Deutsche Werkbund“, zu dem sie vielleicht einen selbständigen Bruderverein bilden könnten. Schon auf der letzten Kölner Tagung des Werkbundes betonte der Vorsitzende Muthesius die Notwendigkeit einer Erweiterung desselben nach allgemeinen kulturellen Aufgaben hin.

Es ist alles gewonnen, wenn sich einmal an einer Stelle ein Dutzend tatkräftige Männer zusammenfinden, wenn ein Stamm es einmal dem anderen vormacht. Ich denke, daß Mannheim-Heidelberg der erste Versuchspunkt sein könnte, oder ein mitteldeutscher Bezirk wie etwa Sachsen-Thüringen, denn fast immer gingen die deutschen Kulturströmungen von Mitteldeutschland aus, ich erinnere nur an die Reformation und den deutschen Idealismus. Die Zentralisation in Berlin und damit der Einfluß auf die Regierung wird als reife Frucht kommen, wenn das ganze Deutschland weiß, was es zu tun hat.

Heinz Potthoff Wie ehren wir die Sieger?

Wie ehren wir die Sieger von 1915? — Anders, liebe Freunde, ganz anders, als unsere Väter der Sieger von 1871 geehrt haben. Diesen gegenüber hat das deutsche Volk seine Dankeschuld nicht bezahlt; und jeder von ihnen, der mit der Drehorgel betteln ging, ist ein Gewissensbiß für fünfzig Millionen. Und wie wenige waren es damals! Eine halbe Million Soldaten im Felde, mehr nicht. Heute aber stehen zehn Millionen unter den Fahnen. Was von ihnen verlangt, was von ihnen geleistet wird, ist unendlich mehr, als je ein kämpfendes Volk leisten mußte. Größer und anders muß heute die Ehrung sein.

Ist diesmal ein Haus, ist eine Familie, die keinen Angehörigen draußen haben? Das deutsche Volk hat um sein Reich gerungen; sich selbst danken und ehren muß es. Darum hüte es sich vor den Erfahrungen von 1871. Die Sieger von damals kehrten in eine Heimat, die von lautem Jubel voll, aber nicht für sie heimisch bereitet war. Sie kehrten in eine Zeit voll übler Mammonsjagd, voll rücksichtsloser Selbstsucht, voll Mißsuch und Prozedur, leer an innerer Kultur. Der Geist, der im Felde alle Stämme, Berufe, Glaubensbekenntnisse und Parteien verbunden, erlosch; und Jahre der bittersten, häßlichsten Sehden durchtobten das Parlament, die Presse, vergifteten die Herzen.

Unendlich größer und schwerer ist jetzt der Kampf. Die Zahl derer, die bequem zu Hause sitzen, sich an den Siegen der anderen berauschen und erwägen, welchen persönlichen Gewinn sie daraus ziehen können, ist viel, viel kleiner. Desto größer die Zahl der Kämpfer, die selbst gesehen und gefühlt haben, wie schwer und teuer deutsche Zukunft erungen ist. Sie werden bereitet sein. Dürfen wir hoffen, daß auch die zu Hause es diesmal sind? Sie ehren die Heimkehrenden und sich selbst am tiefsten, wenn sie bewußt mitbauen an einem Reiche sozialer Kultur.

Wie sollen wir die Toten ehren? — Das Gedenken ist schön. Aber wenn es nicht die Lebenden vertieft und zum Handeln bringt, bleibt es unfruchtbar — und wird gar zu schnell vergessen. Das Reden und Predigen von den Gefallenen ist schön, aber sehr billig. Wenn es nicht die Hörenden vertieft und zum Handeln bringt, bleibt es unfruchtbar. Das Erinnern ist weder Dank noch Tat. Das tönende Schwelgen in